

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

283 (5.12.1931) Die Mußestunde

etwas...
der als...
empfind...
Schwarzen...
griff den...
den Frei...
Kämpfer...
den her...
Parlament...
er wollte...
täten. Weit...
um ein...
hinein. Schwarzen...
Verantwortung...
Blum „verdient...“
am 8. November...
Trübel...
zur Unter...
kurz ver...
das To...
hat bis...
Priester...
Abschied...
Bankers...
um halb...
Am die...
Schwarzen...
sich beh...
man solle...
sammeln...
Blum ist...
Tode ver...
wird nun...
gekocht.

Sahrt zu den Antipoden

(Tagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenbura.

Drei „Chows“

Das ist alles so grotesk und traurig, wie das Leben selbst.
Abends, wenn die Erste-Klasse-Passagiere Diner haben, kommen die Leute von der Zweiten auf Promenaden und „erzählen“ sich in einem Spasiraana. Ich weiß nicht, wieviel in der Zweiten sind, weiß nur: der Raum für die Erste ist sechsmal so groß wie für die „darunter“. Und vorn auf der Bad, das ist die dritte Klasse. Es sind Leute mit Kindern, auch zwei Chinesen sind dazwischen.
Ich habe sie oft beobachtet: nie sprach einer der Australier, Neuseeländer oder Amerikaner mit ihnen. Das ist noch etwas ganz anderes als der oft gerühmte englische „cant“: es ist der lebendig gewordene K a l e n d e r m u t. Ich bin gewiss, die beiden Chinesen könnten sich ein Bilet erster Klasse leisten — aber sie ziehen vor, unbeschadet zu bleiben und sich nicht noch mehr der eifrigen Jochierung auszuliefern oder vielleicht sogar einer Antipelei.
Unbeschadet sind sie ohnedies, auch in der Dritten, denn selbst dem einfachsten Tagelöhner fiele es nicht ein, die „Chows“ für Völkern zu nehmen.

Regen, ein Erlebnis

Ist das Dezember? Vorgestern noch, in den sommerlich heißen Strömen, da waren die Geschäftshäuser bunt bedeckt und die Auslagen voll Weihnachtswaren. Aber die Früchte und die Blumen, die waren wie bei uns im August. Und das Empfinden, das eingelebte Gefühl: es sträubt sich ein wenig, daß diese Glutitze der Weihnachtsmoment sein soll. Schnee und Kälte (oder auch Sudelwetter) und ein trüber Himmel leben in der Erinnerung. Das ist jetzt alles so gewaltig und fremd hier...
Drei Stunden hat es geregnet, arborartig geregnet, wie bei uns im Norden: aus einem ganz grauen Himmel kamen keine Bindfäden... Beharrlich drei Stunden lang, am frühen Nachmittag. Ich lag oben auf dem Bootsdeck: tat nichts als dem Regen nachzusehen; wie er über die hellen Pflanzen wuschte und gegen die großen Trichter der Ventilatoren. Es war ein Erlebnis, nach so vielen Monaten Sonne und nur tropischen Gewitterstürmen, wieder einmal einen normalen Regen zu sehen.
Jetzt hat sich der Himmel ein wenig aufgeklärt, kleine blaue Ausläufer sind zwischen dem Grau. Das Deck ist noch glänzend nass und die schwarzen Teerstreifen, wo die Pflanzen ineinandergefallen sind, glänzen wie Stiefelwische. Ein scharfer Southwester weht und das Schiff rollt, rollt als wolle es nie wieder sein Gleichgewicht bekommen.
Die weißen Schaumköpfe auf den kurzen Wellen schimmern wie falsche Diamanten. Dieser Regen, sonst in der Stadt eine unbeschriebene oder höchstens ärgerliche Sache — er hat mich seltsam veranlagt gemacht.

Überall wo anders
Auf allen Schiffen ist es anders mit dem Wenden morgens und den „Kommandos“ zu den Nachteilen. Hier auf diesem, einem Austral-Kanadier, wird morgens gelassen! Auf einer richtigen Messingtrompete. Als wäre es auf einem Kalternhof, kommt einer der Stewards durch die Gänge gelassen und gibt das Signal zum Aufstehen, Lunch oder Diner.
Auf den deutschen Schiffen, da wird meist gesonnt; mit einem ruckwärtigen Köpfele gegen ein getriebenes Metallstück geschlagen. Es war zwar nie sonderlich melodisch, dafür aber tapfer geräuschvoll. Besonders der letzte Schlag, gewissermaßen der Trumpf, er knallte von mittschiffs bis zum Heck und zum Bug, daß die Masten zitterten!...
Auf holländischen Schiffen wiederum, da haben sie meist eine gelinde Art von Alarmglocke, die minutenlang durch die Gänge und über alle Decks klingelt. Bin-dam oder bum-dum: gar nicht unympatisch und mit der wunderbaren Wirkung (morgens meistens), daß man unfehlbar wieder einschläft.
Bei den Japanern, da gibt's weder das eine noch das andere, sondern ein sartes Glockenspiel: zur Melodie abgestimmt. Fein, behutsam, nicht allein dem Ohr, auch dem Herzen wohltuend. Bist man es morgens, gleich ist die Miesepetrigkeit weg und eine schöne Fröhlichkeit in dir. Dies Glockenspiel macht dich heiter — es ist Musik.
Via Beam — Ueber Bliq
Vorhin erhielt ich ein Radiotelegramm. Witten auf hoher See. Es kam zwar nicht weit her, nur 750 Meilen von Siden, von Neuseeland. Immerhin, ich hätte es innerhalb achtzehn Minuten haben können.
Achtzehn Minuten verstrichen nur zwischen der Zeit, da es der Brand am Schalter ausging und dem Augenblick, da es der Bordfunker erhielt. Von seiner Kabine bis zu mir, fünfundzwanzig Schritte, brauchte es fast — eine Stunde! Denn, das ist ein so kleines und großes Schiff, daß Passagiere und Besatzung sich nicht kennen. Bis der Steward durch alle Räume und Stockwerke gelaufen war, wo er mich vermuten konnte, um ganz zuletzt oben auf dem Bootsdeck nachzusehen — war bald eine Stunde vergangen. Was sind 750 Seemeilen Distanz im Vergleich mit so einem Schiff? ...
Aber das ist nur ein Teleqramm-Belispiel, und nicht einmal so großartig wie dieses: von Brisbane aus landete ich abends 10.30 einen Funkpruch nach Berlin, und am nächsten Morgen 8.30 hatte ich die Antwort! Zweimal 13 000 Meilen — Aufgabe, Sendung, Bestimmung — Zeit zwischen Beantwortung, Sendung und Bestimmung: alles zusammen nur acht Stunden! (Vielmehr, genau genommen, sieben Stunden, denn die Zeitdifferenz zwischen Deutschland und Australien ist etwa neun Stunden.) Aber die wirkliche Zeit zwischen dem Augenblick des Funkens und des Empfangens in Neuen oder Berlin beträgt höchstens eine Sekunde. Eine einseitige Sekunde!
Wer macht das 20. Jahrhundert verächtlich? Ist die Wirklichkeit, daß du von einem „Ende“ der Welt zum andern in Sekundenbruchteilen eine Nachricht übermitteln kannst, nicht eines der großartigsten Märchen? Als ich vor Monaten in Malabar auf Java, der Radiostation im Uvalde, war, sprachen wir mit Holland, als wäre es ein Nachbarort. Ganz deutlich, klar war die Verständigung. Und ein Bekannter in Melbourne erzählte mir, daß er mit seinem alten Vater in Wien besprochen, ihm zum Geburtstag gratuliert habe: Distanz Australien — Oesterreich.
Wo ist noch eine Trennung, wenn solche „Phantastereien“ Wirklichkeit wurden; jedem zugänglich sind, der acht oder zwölf Wort erübrigen kann. Via Beam — via Bliq!

Land der Antipoden in Sicht

Sonntag. Im Gesellschaftszimmer unten ist Gottesdienst: die Gemeinde singt. Ich merkte es, als ich aus meiner Kabine kam und hinauf aufs Bootsdeck ging. Da scheint die Sonne warm und gut, wenn sie nicht hinter einer Wolke verschwindet. Die See ist noch aufgewühlt, ein scharfer Wind weht, aber es ist auf hier zu sein: ganz für sich, nur der Arbeit zu gehören.
Gegen Mittag passieren wir die „Drei Könige“, eine kleine Gesteinsgruppe, ohne Bewohner, ohne Vegetation. Eigentlich müßten sie „Eight Kings“ heißen, denn es sind acht Felsen.
Kaum eine Stunde später ist schon der nächstliche Zipfel Neuseelands erreicht; und wir fahren im Schutz der Küste — der Nordmeil —, das Wasser wechselt von Grau in Grün. Den ganzen Nachmittag geht es der Küste entlang: sie ist wie die meisten anderen Küsten, nur die Farben sind verschieden. Hier überwiegt ein mates Grün (an der afrikanischen war es ein verdorrtes Rotbraun, abflüßend zum Meer; an der japanischen ein Flachland mit Kokospalmen-Wäldern und Mangrovenbüscheln; an der australischen, im Osten, weite Felsplateaus, graubraun und braungelb); ein schönes Grün, das für viel Regen niederschlägt spricht.
Morgen früh um sieben sollen wir ankommen. Die vier Schrauben — ja: vier — wühlen, das Schiff rollt und macht keine jech-

den Wellen die Stunde. Vielmehr, macht sie jetzt nicht mehr, denn es wird redigiert gelassen, um nicht schon heute, Sonntag, anzu-kommen. Das bedeutete unnötige Hafengebühren für einen Tag; Ladung löschen und neue nehmen ist unmöglich (strengste Sonntagsruhe); also wird langsam gefahren. Und die fährt nach Honolulu und Vancouver —, sie folgt nur einen geringen Bruchteil dessen, was die Hafengebühr für einen einzigen Tag ausmacht.
Früh um sechs, wie ich aus der Kabine komme, fahren wir in den Hafen von Auckland ein. Klaues Morgenlicht über bewaldeten Inseln; Feuerbergs, klar in der hellen Luft, die Silhouette der Stadt; weiße Häuser, dazwischen Volkentraber.
Zwischen Gesundheits- und Passirung und der Hinterlegung einer Garantiesumme gingen zwei Stunden vorüber. Die Zollbehörden waren großzügig, trauten meinem ehrlichen Gesicht und ich brauchte keinen Koffer zu öffnen. Ich gab sie einem alten Kutsher, der sie auf einen noch älteren zweirädrigen Karren lud und in die Stadt fuhr. (Es gab Lastautos genug, aber der Mann mit dem Pferd sollte etwas verdienen; so altmodisch ist man manchmal aus reiner Gefühlsübellei, aus einer sentimentalischen Annäherung heraus, weil so ein Pferd — und der alte Kutsher dazu — im Unterbewußtsein irgendwelche Jugenderinnerungen auslöst. Das ist die andere Seite von „Via Beam“. Du verstehst?)
Kurza nach acht, an einem heißen Dezember-Sonntag, betrat ich zum ersten Male den Boden Neuseelands: das Land der sozialen Wunder“.

In Pori und Steppe

Von S. A. Ushenborn

Der Verfasser des folgenden Aufsatzes, der Afrikareisende und Afrikanist Hans Anton Ushenborn, hat das Erscheinen dieser Arbeit nicht mehr erlebt. Er ist im Alter von 37 Jahren an einer Tropenkrankheit, die eine Operation nur für kurze Zeit zu heilen vermochte, gestorben. Wir freuen uns, unsere Leser mit dieser Arbeit Ushenborns bekannt machen zu können. Der folgende gekürzte Text entnommen aus der Novembernummer von Ushenborns Monatsheften und empfohlen, das Fest, das in unserer Verlagsbuchhandlung zum Preise von 2 Mark zu haben ist, sich anzuschaffen, schon allein, um den mit prachtvollen farbigen Abbildungen geschmückten Artikel Ushenborns ganz lesen zu können.

Langsam und schwerfällig, knarrend und rumpelnd zieht der Ochsenwagen im Schwebtempo durch die Unendlichkeit afrikanischer Steppe. Kniehoch saß, weich und selbst wiegt sich das Kristidagros über dem roten Lateritboden. Vereinzelt Dornbüsche und Dornbäume, Sadies und Ojimbudo und Kamelhorn tragen aus dem gelben Gräsermeer, breiten schirmartig ihre Kronen schützend über den Grund. Nur dort, wo sich leichte Senken, Dmuranben, trodene, flukartige Gebilde durch das Land ziehen, verdrängt sich der Busch zu Waldstreifen und Galeriemähdern. Und dann natürlich auch dort, wo sich scharfe Bergsäue aufziehen, die wie leuchtende blaue Inseln im grellen Sonnenlicht über dem goldenen Meer des Grasfeldes schimmern.

Schritt für Schritt stapfen die Ochsen unter den Sochen vor dem Wagen einher, an langer Kette gerührt. Roter Staub weht wie ein Schleier über den zurückgehenden Weg. Die Schotter in der schwarzen Haut, wandert der farbige Treiber neben dem vorletzten Paar der Ochsen, den Nachhererzöhen.

In kurzer Entfernung voraus oder leistungswärts des Gefährtes geht oder reitet auf seinem sähen kleinen Afrikanerpfers der Weshe, um die Ermüdung der langen Fahrt abzusütteln, und spät nach einem stillen Wild, das ihm zur Abendstille willkommen wäre. Oder aber er hockt auf der Vorkante des Wagens, läßt seine Augen den Gedanken folgen, die über das Buschfeld hin, weit hinaus über das ferne blaue Band des Horizontes schweifen.

Einsame Fahrt durch schweigende, einsame Lande. Flimmernde, zitternde, blaßblaue Luft des Mittags. Der Himmel schwebt wie eine milchblaue Glode über der Ebene. Einige Stunden rast im sonnenlichen Schatten des Dornbaumes, und dann weiter durch die wogenden Graswellen, dem lächelnden Abend entgegen, der die verstrichene Schatten der Dornbäume länger, die Schritte der ziehenden Tiere frischer und die Stimmen des Busches lebendiger und lauter werden läßt. Ein zitterndes Summen und Schnalzen ungeschätzter Tausende von Glibbesen schwirrt in der Luft. An schmalen Rivieren setzen Frontlinie und Perlschnur bestehen raufsend und lamentierend ihre Schlafräume.

Wenn die Schatten weiter streifen über den trodenen, ausgedörrten Boden, über Busch und Bäume, klage Senken füllen, mit grauen, kühlen Händen hinoutareiten hügelan über Schotfen und Felsen, dann gluten die Grate in den leuchtenden Farben feurigste, Lobe...
Die Nacht am prasselnden Lagerfeuer, in weichen Sand gebettet. Blau und tief sank sich der Himmel über der schlummernden Steppe. Südliche Sterne flimmern herab vom Firmament, Strahlen wie seltene Blumen blüht über dem Horizont durch die verzerrten Netze des schwarzen Buschstreifen. Gelbenstigt spielt der Widerschein der Flammen in den Zweigen eines uralten Dornbaumes, läßt lange weiße Dolche aufblitzen aus unentwirrbarem Getant von

Achsen und Blättern. Das Feuer singt seine uralte traurige Melodie, knatternd zerplatzt hin und wieder ein harzreiches Stück Dornenholz. Die Stimmen der Vögel tönen von jenseits des Wagens murrend herüber, dazwischen das Rauschen hungriger Ochsenmäuler im harschen Grase und bald nah, bald fern aus den Tiefen der Steppe das weinerliche Klagen der Schakale...
Ochsenwagen zogen so durch Südafrika vor langen, langen Zeiten, eroberten das Land unter den „Vorstrudern“. Ochsenwagen zogen durch die Kalahari, durch Südwest, durch Anola. Ochsenwagen rollten durch Rhodessien, nordwärts durch das alte Deutsch-Südafrika. Dem ersten Ochsenwagen folgte vielleicht erst nach Monaten ein zweiter, folgte den Spuren in weiten Bogen und Schlei-fen, wie es dem ersten gerade eingefallen oder durch Busch und Bäume voraufgeschrieben war.

Und die ersten, die so ins unbefannte, unerforschte Land hinein-zogen — sie taten dem Wild nichts. Sie suchten Land, um zu siedeln, oder schürften nach Edelmetallen oder aber mächtigen Fabriken, um fremde Landstriche, Berge und Ströme zu entdecken. Sie schossen nur das, was sie zur Nahrung brauchten, und den Knall des Schusses mit Gefahr und Tod in Verbindung zu bringen, das lernte das Tier nicht von heute auf morgen.

Aber jenen ersten folgten im Laufe der Zeit andere, die aus dem vielfältigen Tierleben Gold machen wollten, die wahllos niederhießen, was sich der Büchse bot. Zum Teil, um „Fleisch zu machen“, in der Hauptsache aber, um Felle und Hörner für den Handel zu gewinnen.

Südafrika war wohl das wildreichste Land der Erde — und ist heute eines der wildärmsten geworden durch die Feuerwaffen in Händen von Weiß und Farbig. In Schutzparken und Reservaten, wie im Krüger-Nationalpark, wie in Ost- und West- und Mittelafrika finden wir noch Reste all dieser Wildarten, friedfertig wie damals, als noch keine Kugel sie aufschlugte. Die Wildreservate sind heilig gesprochen, kein Schuß darf die Ruhe stören.

Grenzen des Lebens

Der griechische Schriftsteller Lucian, geboren um 125 nach Christus, hat einmal als ein geistvoller Jules Verne des Altertums in äußerst phantasievoller Art eine Reise zum Monde geschildert. Dabei befaßte er auch ausführlich die Lebenswesen auf unserem Trabanten. Die unheimlichen Fabelwesen von geradem unfähiger Größe ließ er in seiner Erzählung aufmarschieren. Diese Fabelwesen, andere Weltkörper mit den märchenhaftesten Lebensformen zu besiedeln, ist von phantasievollen Schriftstellern bis in unsere Zeit hinein gemacht worden. Wir dürfen jedoch auf Grund der modernen biologischen und physikalischen Forschungen mit aller Bestimmtheit annehmen, daß auch das Leben an Gesehe gebunden ist, die im ganzen Weltall gültig sind. Wenn also nach dem Leben auf anderen Weltkörpern gefragt wird, dann ist es zunächst einmal notwendig, die Bedingungen zu untersuchen, die für das Vorhandensein von Lebenswesen auf der Erde erforderlich sind.

Nabezu überall ist auf unserem Planeten Leben vorhanden, an den Polen wie am Äquator, in der Luft, auf dem Erdboden, im Wasser. Selbst auf dem Grunde des Meeres, wohnen in ein Sonnenstrahl kommt, unter einem Druck von Hunderten von Atmosphären, hat es siegreich Fuß gefaßt. Ist das Gedeihen des Lebens etwa unbeschränkt? Nein; es wäre ein Irrtum, wollte man aus der großartigen Anpassungsfähigkeit aller Lebewesen diesen Schluss ziehen. Wenn auch der Entfaltung des Lebens von der Natur ein großer Spielraum gewährt ist, so sind ihm doch gewisse Grenzen gezogen, die nicht überschritten werden können. Besonders sind es bestimmte Temperaturen, die der Ausbreitung des Lebens bis ins Unendliche Einhalt gebieten. Der wichtigste Bestandteil im Körper aller Lebewesen ist das Eiweiß. Bei ungefähr 75 Grad Hitze gerinnen eiweißhaltige Eiweißlösungen und werden zur Unterhaltung von Lebensfunktionen unfähig. Schon bei einer Temperatur von 40 bis 45 Grad werden Tier- und Pflanzenzellen abgetötet. Das ist aber noch keine absolute Lebensgrenze. Es gibt viele niedere Organismen, die weit höhere Temperaturen ertragen können, ohne daß ihr Leben und Gedeihen beeinträchtigt wird. Verschiedene Bakterienarten scheinen sich überhaupt erst bei sehr hohen Temperaturen richtig „behaglich“ und lebenskräftig zu fühlen. Lebende Algen hat man auch noch in dem ungefähr 90 Grad Celsius heißen Wasser der Geiser des Yellowstone-Parks in Nordamerika gefunden. Man hat vorläufig noch keine ausreichende Erklärung für die Tatsache, daß die Organismen, je niedriger sie sind, eine desto größere Widerstandsfähigkeit besitzen. Es wird vermutet, daß diese Wesen die hohen Temperaturen deshalb vertragen, weil ihr Eiweiß einen geringeren Wassergehalt hat als das der anderen Organismen, denn praktische Versuche haben gezeigt, daß Eiweiß in wasserfreiem Zustande bis zu 100 Grad Celsius und mehr erhitzt werden kann, ohne daß es gerinnt. Auch vorläufig ausgetrocknete Pflanzenansamen wurden verschiedentlich einer Hitze bis zu 100 Grad ausgesetzt, ohne daß dadurch ihre Keimkraft verloren ging.
Aber auch tiefe Temperaturen können verschiedene Lebewesen in unglaublichem Maße ertragen. Die Vögel und Säugetiere sind durch